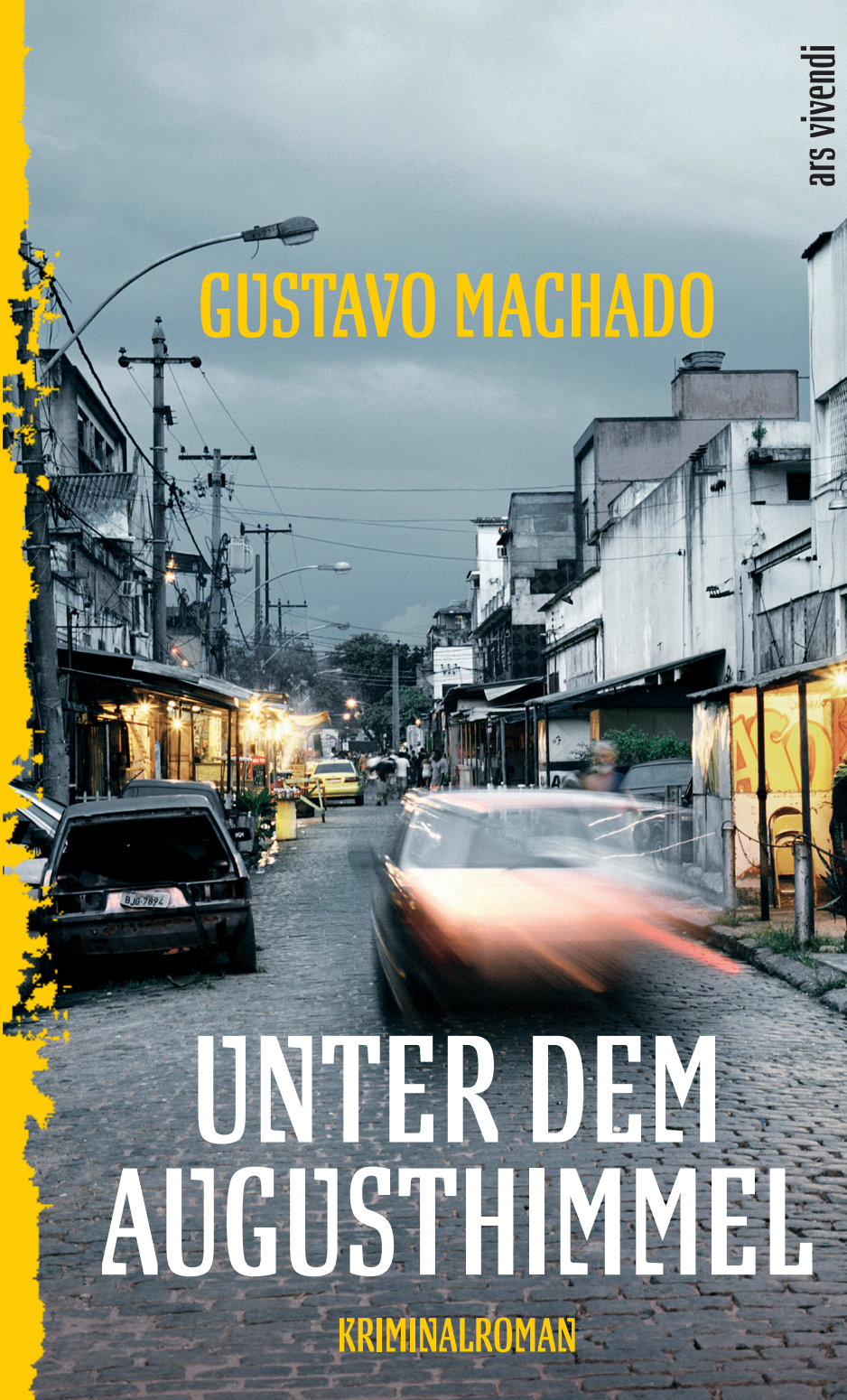
GUSTAVO MACHADO
UNTER DEM AUGUSTHIMMEL
KRIMINALROMAN
ars vivendi

MINISTÉRIO DA CULTURA
Fundação BIBLIOTECA NACIONAL

Obra publicada com o apoio do Ministério da Cultura do Brasil/
Fundação Biblioteca Nacional.
Diese Publikation wurde vom brasilianischen Kulturministerium/
Stiftung Nationalbibliothek gefördert.

Titel der Originalausgabe: »Sob o Céu de Agosto«
First published by Dublinense in Brazil, 2010
© 2010 by Gustavo Machado

1. Auflage 2013
© 2013 by ars vivendi verlag
GmbH & Co. KG, Cadolzburg
Alle Rechte vorbehalten
www.arsvivendi.com

Lektorat: Stefan Imhof
Satz: Christine Richert, www.typoholica.de
Umschlaggestaltung: Philipp Starke, Hamburg
unter Verwendung eines Fotos von
plainpicture/Millennium/Vincent Catala
Druck: Appel & Klinger, Druck und Medien GmbH,
Schneckenlohe

Printed in Germany

ISBN 978-3-86913-271-6

Gustavo Machado

Unter dem Augusthimmel

Kriminalroman

Aus dem brasilianischen Portugiesisch
von Lisa Graf-Riemann

ars vivendi

Für meinen Sohn João Francisco

»Gütiger als Gott ist der Teufel. Da er nicht
so mächtig ist, kann er nicht so grausam sein.
Ich habe keine Angst, meine Freunde!«

Joseph Roth, *Hiob. Roman eines einfachen Mannes*

1

Am Anfang war die Feuchtigkeit. Dann Kälte und Gestank, Dunkelheit und mein zerschlagener Körper. Was mir am meisten wehtat, war mein Auge, ein mit feinen Glasscherben gefüllter Tortellino. Wenn mir etwas wehtut, kann ich nicht tot sein, dachte ich. Dann hörte ich weit weg Stimmen. Wortfetzen. Gelächter, einen tropfenden Wasserhahn, jemanden, der hustete, eine Klospülung, eine hämmernde Schreibmaschine, Niesen, Gesundheit, danke. Ich hörte, wie jemand weinte und nach Gott schrie. Schritte von draußen, die näher kamen, näher, noch näher. Ein Schlüssel, der umgedreht wurde, klick, gleißendes Licht, Schritte im Raum.

Jemand setzte sich an mein Bett. Ich hatte Angst, es könnte ein Häftling sein, einer, der versuchen würde mich zu vergewaltigen oder zu töten. Ach ja, jetzt sah ich die Szene mit den beiden Polizisten wieder vor mir, die mir Fragen gestellt hatten, die mich nicht schlafen ließen mit ihren Fragen und noch mehr Fragen auf dem Weg zurück in die Stadt. Der eine furzte die ganze Zeit, und der andere lachte über die Fürze seines Kollegen und stellte gleich die nächste Frage. Ich erinnerte mich an den Rücksitz eines alten Golfs, eines innen und außen verdreckten Golfs, an die Bonbonpapiere und Pappbecher, die über den nackten Boden rollten, auf dem keine Gummimatten lagen, während das Auto die steilen Serpentinen bergab fuhr. Alles klapperte und krachte in diesem Wagen, der alte Motor röchelte. Ich erinnerte mich auch daran, dass mich jemand vor sich hergeschoben und in diese Zelle

gebracht hatte, in der ich vorübergehend sitzen und Papiere unterzeichnen musste, einen Haufen Papiere. Unterschreiben Sie hier. Und jetzt hier. Was für ein schreckliches Licht. Und die Schmerzen im Auge.

»Otto?«

Es gelang mir nach drei Versuchen, das gute Auge geöffnet zu halten, aber das helle Licht war das reinste Gift für die Netzhaut meines unverletzten Auges. Der Mann an meinem Bett sah nicht aus wie ein Mithäftling. Er stand auf. Er ging herum, als sei er nach vielen Jahren wieder bei einem Freund zu Besuch und betrachte die Einrichtung ganz genau, um festzustellen, was sich seit dem letzten Besuch verändert hatte. »Klack, klack, klack«, machten seine Schuhe mit den zerkratzten Spitzen, »klack, klack, klack«. Schon nach wenigen Sekunden hatte er sich in ein wildes Tier verwandelt, das in einem Zoo eingesperrt war. Zoos machen mich übrigens richtig traurig. Diese neurotischen Wesen mit ihren Bewegungen, die sich immer wiederholen, unterbrochen werden, wieder anfangen, Kreisbewegungen wie bei den Insassen psychiatrischer Anstalten. Einmal habe ich einen Kollegen in der Psychiatrie besucht und …

»Sie sind also Otto. Otto, na gut. Richtig. Otto mit Doppel-t.« Ich schwieg. Ich lauschte diesem »Klack, klack, klack«. Der Mann war klein, gedrungen, ohne Hals. Ein kleiner, stämmiger, halsloser Kerl, der klassische Typ. Als junger Mann musste er muskulös gewesen sein. Er war etwa fünfzig, hatte ein hartes Gesicht, Hängebacken wie ein Hund aus einem Zeichentrickfilm und graues Haar, das sehr kurz geschnitten war und den Schädel an einigen Stellen durchschimmern

ließ. Er roch nach Mottenpulver und Zigaretten. Mehr nach Zigaretten als nach Mottenpulver. Vielleicht gehörte das Mottenpulver auch gar nicht zu ihm, sondern vielmehr zu diesem Ort. Aber er roch stark nach Dingen, die lange irgendwo aufbewahrt wurden. Das musste nicht bedeuten, dass er nicht geduscht hatte. Ich weiß das, weil ich Freunde hatte, die selbst dann nach dem Schrank ihres Urgroßvaters rochen, wenn sie gerade aus der Dusche kamen. Es gibt Leute, die diesen Geruch einfach von Natur aus haben, auch wenn sie sich noch so bemühen, gut zu riechen.

»Wissen Sie, wo Sie sind?«, fragte er.

Ich schwieg noch immer.

»Das hier ist das Kommissariat Fünf, Mordkommission«, sagte er, und in seinem Gesicht lag eine Spur Ekel, als er mich so direkt ansah.

»Haben sie Sie hier so zugerichtet? Hat man Ihnen das hier angetan?«

Ich dachte nach und schüttelte den Kopf.

»Sie wurden gestern Nacht festgenommen, oben in den Bergen, und dann gleich verhaftet, nachdem Sie einen Doppelmord gestanden haben. Erinnern Sie sich daran?«

Ich nickte. Bis dahin erinnerte ich mich mehr oder weniger, an ein paar Stücke zumindest, an nicht mehr als zwei oder drei unzusammenhängende Bilder. Es war mir klar, dass da noch wichtige Teile fehlten.

Der Mann streckte mir einen Plastikbecher mit Kaffee aus einer Thermoskanne entgegen, die auf magische Weise unter seinem Arm aufgetaucht war. In meiner Fantasie wurde er zum Zauberer. Tio Tony fiel mir ein, der Magier aus dem Fernsehen meiner

Kindheit, und fast musste ich lachen. Aber ich dachte, das würde sich ganz schlecht machen, wenn ich in meiner Lage – in Polizeigewahrsam und aus dem letzten Loch pfeifend – einfach so wegen einer Erinnerung loslachte.

»Können Sie behalten«, sagte er und zeigte auf die Kanne, ohne sie aus der Hand zu geben. Dann setzte er sich wieder an mein Bett.

Ich bedankte mich für den Kaffee und nahm einen Schluck. Er war gar nicht so übel. Meine Zunge fühlte sich ziemlich dick an, sie passte kaum zwischen die Zähne, die sich vervielfacht hatten. Wie viele Zähne haben Säugetiere? Ich hatte so an die achtzig, neunzig.

»Ich heiße Sampaio und bin der Dienststellenleiter.«

Wir schüttelten uns flüchtig die Hände. Er wischte seine diskret an der Hose ab und redete weiter, redete und redete.

»Ich hatte frei, als man Sie hierherbrachte. Eigentlich habe ich immer noch frei.«

Er machte eine Pause, um auszuspucken. Wartete er darauf, dass ich mich dafür entschuldigte? Er spuckte noch einmal und fuhr fort.

»Sie wurden leider hierhergebracht, weil die Kommissariate, die näher beim Tatort liegen, überlastet waren. Wissen Sie, wie das läuft?«

Ich sagte Ja, das wisse ich.

»Bürokratische Entscheidungen«, fuhr er fort. »Die Polizisten machen ihren Job, aber sie wissen nicht mehr wohin mit den Festgenommenen. Also brachten sie Sie hierher, und nun sitzen wir hier und genießen zusammen meinen freien Tag.«

Ich nickte zustimmend, als begriffe ich endlich alles.

»Sie müssen einen wichtigen Freund in der Regierung haben. Sie sind aber nicht selbst Regierungsmitglied, oder?«

Ich schüttelte den Kopf. Aber ich war mir nicht sicher. Wenn ich es gewesen wäre, und wenn auch nur indirekt, wäre ich nun wahrscheinlich schon wieder auf freiem Fuß gewesen. Ich war freiwillig aus dem öffentlichen Dienst ausgeschieden.

»Und von der Partei? Sind Sie von der Partei?«

Fehlanzeige, signalisierte ich mit dem Kinn. Da war ich mir ganz sicher.

»Aber Sie haben eine Stelle bei der Regierung, nicht? Sie haben oder hatten dort einen Posten.«

Ich nickte, immer noch stumm. Das stimmte, aber es war nicht einmal eine Anstellung gewesen. Langsam begannen die Dinge sich zu klären, ohne Eile, wie die Morgendämmerung an einem wolkenverhangenen Tag. Mir gefiel das Bild der Morgendämmerung an einem wolkenverhangenen Tag, und ich dachte an Landschaften, die ich später hyperrealistisch zu malen versuchen würde. Falls es in dieser Polizeistation Pinsel und Farbe geben sollte. Ich mag es, wenn der Tag so anfängt, ohne großes Trara. Nur den Schmerz im Auge hätte ich nicht gebraucht.

»Na gut«, sagte er. »Ich glaube, Sie müssen einen wichtigen Freund in der Regierung haben, denn man hat mir gesagt, dass Sie von hier aus nicht ins Gefängnis wandern, bevor Ihr Fall nicht ganz genau geprüft worden ist. Man interveniert für Sie, falls Sie immer noch nicht verstanden haben. Ihre Lage ist ziemlich günstig, eigentlich kann ich Sie gar nicht einsperren.«

Das fand ich gut. Aber ich schwieg weiterhin.

»Man hat mich bedroht, wissen Sie? Und das fand ich nicht in Ordnung. Niemandem gefällt das, oder? Werden Sie gern bedroht? Oder Ihre Freunde?«

Dieser Teil machte mir ein bisschen Sorge. Und was hatte es mit dieser fast günstigen Ausgangslage auf sich, von der er gesprochen hatte?

»Man sagt – und es tut nichts zur Sache, wer –, man sagt, dass Sie gefoltert wurden. Man beschuldigt meine Abteilung des Amtsmissbrauchs, der Misshandlung, des Erpressungsversuchs, solcher Sachen. Das eigentliche Verhör hat nicht einmal stattgefunden, es wurde von höherer Stelle abgeblasen. So nennen sie sich selbst: ›höhere Stellen‹. Dieses Land geht wegen diesen Leuten zugrunde. Nun sind sie an die Macht gekommen, diese Fanatiker. Dadurch ist vieles schlechter geworden. Ihr Fall ist im Grunde reine Fiktion. Seltsam, finden Sie nicht?«

Es war tatsächlich seltsam. Es war alles ziemlich merkwürdig, aber ich wollte es nicht kommentieren. Eine kleine Küchenschabe lief vorbei, wich in einer hektischen Aktion dem rechten Fuß des Polizeibeamten aus und verschwand in der waagerechten Ritze zwischen Fußboden und Wand.

»Es ist, als ob Sie sich mitten in einem schlechten Traum befänden«, sagte der Polizist.

»Ein schlechter Traum?«

»Genau. Sie trinken hier auf dem Revier Kaffee, während Sie im wirklichen Leben bei sich zu Hause sind und – nach dem Essen oder weil Sie zu viel getrunken haben – gerade ein Nickerchen machen.«

»Ach …«

»Wenn Sie hier hinausgehen«, fuhr er fort, »mal angenommen, Sie gehen hier wieder hinaus, dann wird es so sein, als wären Sie nie hier gewesen. Verstehen Sie, was ich sagen will?«

Ein Albtraum, dachte ich, während ich mir mit der Hand über die Stellen meines Körpers strich, die mir wehtaten – und das waren fast alle, aber nichts war so schlimm wie mein verletztes Auge. Als Kind hatte ich oft Albträume gehabt. Ich stellte mir vor, ich würde immer näher zu einer sich auf und ab bewegenden Nadel einer gigantischen Nähmaschine hingezogen. Eine Art Däumling-Komplex, meinte einmal eine Freundin, die Psychologie studierte. Wobei sie nicht sicher sagen konnte, ob dieser Komplex bereits in den Handbüchern der psychischen Störungen verzeichnet oder eher eine private Theorie von ihr war.

»Ich kann diesen Fall vergessen, mir eine schöne Geschichte ausdenken, und das war's dann. Sie verschwinden von hier und hören auf, mir auf die Nerven zu gehen. Verstehen Sie?«

Ich nahm den letzten Schluck Kaffee. Ein Keks wäre prima gewesen. Irgendetwas sagte mir, dass es nicht so einfach sein würde. Nicht der Keks – und nicht, hier rauszukommen.

»Es ist nur so: Sie mögen es vielleicht komisch finden, aber ich bin anders als andere Polizisten.«

Lebenslänglich, Gaskammer, elektrischer Stuhl, dachte ich.

»Ich bin wirklich anders«, fuhr er fort, »und deshalb habe ich zu diesen Leuten, die mich so unter Druck setzten, gesagt, okay, sagte ich, wenn dieser

Typ unschuldig ist, wenn der Arme tatsächlich dazu gezwungen wurde, irgendetwas zu gestehen, dann ist die Sache gegessen. Komplett einverstanden. Ich lasse den Tatvorwurf fallen, und der Staatsanwalt soll entscheiden, wie er den Fall weiterbehandeln will. Oder der Menschenrechtskommissar. Oder eine der höheren Stellen, die hinter Ihnen stehen. Oder der Teufel selbst. Oder keiner entscheidet irgendwas, und es bleibt, wie es ist. Was weiß ich. Aber wenn er, in diesem Fall Sie ... wenn also tatsächlich Sie diese beiden Menschen getötet haben sollten, dann können Sie ein Freund des Staatspräsidenten sein, und ich werde Sie trotzdem hinter Gitter bringen. Auch wenn ich dafür selbst ins Gefängnis wandere. Ich scheiße auf Ihre Freunde. Verstehen Sie?«

Wir schwiegen beide.

»Ich mag Kriminelle nicht«, sagte er schließlich in das Schweigen hinein. Dann schenkte er erneut zwei Becher Kaffee ein, wobei er die Kanne, von der er behauptet hatte, sie gehöre mir, bei sich behielt. Er reichte mir einen der Becher. Ich nahm ihn. Meine Zunge erreichte langsam wieder ihren Normalzustand. Meine überzähligen Zähne verschwanden.

»Ich bin hergekommen, weil ich gerade nicht auf dem Revier war, als die Polizisten Sie brachten«, sagte er. »Ich möchte, dass Sie mir Ihre Geschichte erzählen. Wenn Sie ehrlich sind und die Wahrheit sagen – und ich bin immer bereit, ehrlichen Menschen zuzuhören, denn ich gehöre nicht zu denen, die glauben, dass die ganze Menschheit verloren ist –, dann werde ich merken, dass Sie die Wahrheit sagen, und alles ist in Ordnung. Wenn Sie mich nicht überzeugen kön-

nen, werde ich den Fall weiterverfolgen und Sie noch heute ins Zentralgefängnis überstellen. Dort werden Sie bleiben, Fußbälle nähen und Unterricht in Marxismus genießen, bis Sie an Altersschwäche sterben. Und unsere Freunde von der Regierung sind mir scheißegal. Verstanden?«

»Klar«, sagte ich und fand meine Stimme dumpf und metallisch. Sie klang wie aus einem dieser batteriebetriebenen Radios, die die Leute ins Fußballstadion mitnehmen.

In die folgende Stille hinein hallte ein Schmerzensschrei durch das Gebäude. Der Polizeibeamte schien ihn nicht zu hören. Er wandte sich mir zu.

»Also, Otto, Sie können anfangen.«

Ich dachte nach.

»Wo soll ich anfangen?«

»Am Anfang, würde ich sagen.«

»Ganz am Anfang?«

»Natürlich. Möchten Sie?« Er bot mir eine dünne, lange Zigarette aus einer zerknitterten Packung an. Er zog auch für sich eine heraus und zündete beide an. Wir rauchten ein wenig. Meine Kehle war rau und kratzig, wie ich beim zweiten Zug bemerkte. Das gute Auge litt schon nicht mehr so stark unter dem Licht der nackten Glühbirne, die mit der Grazie eines erhängten Männchens von der Decke baumelte. Das kaputte Auge tat immer noch höllisch weh. Es kam mir mittlerweile schlimmer vor. Würde ich vielleicht blind werden? Einäugig? Es war wirklich nicht besonders toll, hier mit diesem Polizisten herumzuhocken. Außerdem ging mir der Kerl, der da draußen irgendwo herumschrie, an die Nieren. War es wirklich

ein Mensch, der da schrie? Es konnte nichts anderes sein. Aber warum schrie er so?

»Kann ich vorher etwas fragen?«

Er zuckte mit den Achseln, was so viel hieß wie: nur zu.

»Wer ist dieser Kerl, der da die ganze Zeit schreit?«

»Ein Kerl, der schreit?«

Sampaio tat völlig überrascht. Wir spitzten beide die Ohren wie Wachhunde, während dieser Mensch an irgendeinem Ort in diesem Gebäude weiterschrie und heulte, »um Gottes willen, bei meiner Mutter, Jesus, Heilige Mutter Gottes« und andere Dinge. Der Kommissar kniff die Äuglein zu, als ob etwas von dem, was seine Ohren wahrnahmen, plötzlich in sein Gesichtsfeld treten könnte.

»Ich höre nichts. Es muss von der Straße kommen. Wir haben hier eine ziemlich laute Nachbarschaft. Also, Ihre Geschichte.«

»Ganz von vorne?«

»Von vorne, ja.«

Ich seufzte leise. Ich dachte an Berta. Ich hatte Sehnsucht nach ihr. Sie war eine so gute Geschichtenerzählerin. Ich wünschte, sie wäre hier gewesen und hätte mir geholfen, die Fäden aus diesem Knäuel herauszuziehen.

»Ich war ein glücklicher Mann, Herr Kommissar«, begann ich. »Mein kleines Leben lief ganz gut. Bis ich kein Geld mehr hatte, einen Job annahm und Sophia kennenlernte.«

2

Mein kleines Leben lief ganz gut. Bis ich kein Geld mehr hatte, einen Job annahm und Sophia kennenlernte. Ich erinnere mich gut an den Tag. Jeder würde sich daran erinnern. Auch ist es noch nicht lange her. Es war einer der kältesten Wintertage der letzten Jahre, wie der Wetterdienst des Achten Distrikts feststellte, den ich im Radio hörte. Ich verfolge die Analysen der Meteorologen immer sehr aufmerksam. Ein bläuliches Grau lag auf der Stadt. Ein bläuliches Grau? Na ja, das ist nur eine Hilfsbeschreibung. Ein bläuliches Grau mit einigen weißen Flecken, die die zahllosen Wolkenblöcke, die sich wie in einem Kaleidoskop übereinanderschoben, in einzelne Schichten zerschnitten. Ich hatte früher schon mehrfach versucht, diese Farbe zu malen, aber es war mir nicht gelungen. Ich hatte gedacht, ich müsste mehr ins Bleifarbene gehen, mit einigen zarten Violetttönen. Aber es blieb immer künstlich, zu dunkel, zu hell oder zu violett. Nie traf ich es genau, obwohl es beinahe zur Obsession geworden war. Schon lange hatte ich dieser Farbe einen Namen gegeben, für den Fall, dass es mir gelingen sollte, sie zu bestimmen: Augusthimmel, so hieß diese Farbe. Vielleicht, weil der August so etwas wie eine Allegorie des südlichen Winters ist. Dieser Augusthimmel ist meiner Meinung nach der farbliche Grundton des Winters, aber das tut jetzt nichts zur Sache.

An dem Tag, als alles anfing, brachte Berta mir bei, wie man Karottenkuchen mit Schokoladenguss backt. Das war die Lektion der Woche. Ich hatte den Mixer

angeschaltet, ohne vorher den Deckel aufzusetzen. Ein Malheur. Wir waren mit Teig bespritzt. Wir beide und die ganze Küche. Sogar die Decke. Berta fand das sehr lustig. Sie lachte, bis sie Tränen in den Augen hatte. Sie bog sich vor Lachen, hatte die Hände auf den Bauch gepresst und war ganz rot im Gesicht. Sehr witzig. Sie würde das alles natürlich nicht sauber machen, klar. »Ich liebe rohen Teig«, sagte sie und versuchte mein Gesicht abzulecken. »Hör auf damit, Berta, hör auf mit dem Quatsch«, sagte ich und schob sie weg, aber es fing schon fast an mir zu gefallen. Das Telefon rettete mich, es klingelte einmal, zweimal, dreimal. Ich war ein bisschen grob und gab Berta einen Schubs, um an ihr vorbei ins Wohnzimmer zu gelangen. Im Gehen wischte ich mir die Hände an der Hose ab. Ich war barfuß und trat bei jedem dritten oder vierten Schritt auf den Saum meiner Hose, die sehr locker auf der Hüfte saß.

»Ja, bitte?«

»Otto? Otto, ich bin's!«

Teos Stimme schien vom anderen Ende der Erde zu kommen, schwach und gepresst. Quatsch, die Stimme war okay. Die Verbindung auch. Aber Berta hörte die Platten, die sie in mein Apartment mitbrachte, immer sehr laut – ich sage Platten, denn es waren alte Vinylscheiben dabei, vor allem aber CDs. Sie stand auf Jazz.

»Einen Moment, Teo. Berta, mach leiser«, schrie ich.

»Banause!«, schimpfte sie und schaltete den Apparat aus. (Ein Freund von mir behauptet ja, dass Frauen eine charakteristische, universelle Tendenz haben. Sie neigen zu Extremen. Du bittest sie, die Musik etwas leiser zu machen, nur ein bisschen, aber sie sind belei-

digt und schalten gleich das Gerät aus.) Dann ging Berta zurück in die Küche, und ich konnte mit Teo sprechen.

»Feierst du gerade eine deiner Arbeitslosen-Partys?«, nahm Teo unser Gespräch wieder auf. Fast konnte ich seine dicken Lippen sehen.

»Arbeitslos, aber nicht ohne Beschäftigung. Auf jeden Fall ist mein Arbeitstag beendet.«

»Na, okay. Bist du wieder mit deiner dreizehnjährigen Nachbarin zusammen? Hat sie jetzt schon etwas kräftigere Beine?«

»Fünfzehn. Fünfzehn Jahre. Worum geht's, Teo? Ich bin gerade beim Kochen.«

In der Küche fing Berta an zu singen. Immer dieselben Lieder. Ihr Englisch war ziemlich gut. Sie machte alle Schnuten und Zungenstellungen, die dafür nötig waren. Aber sie war keine gute Sängerin, obwohl sie eine schöne, tiefe und leicht heisere Stimme besaß. Selbst jemandem, der nichts von Musik verstand, wäre das aufgefallen. Sie wurde wieder lauter, sodass Teos Stimme kaum mehr zu hören war.

»Warte noch mal, Teo, Entschuldigung. Berta, sei jetzt entweder ruhig oder geh nach oben.«

Sie war sofort ruhig. Meine Drohung wirkte auf der Stelle. Sie wäre vor Angst gestorben, wenn sie allein oben in ihrer Wohnung hätte bleiben müssen. Sie fürchtete sich vor den Gespenstern, die unser Haus aus den Vierzigerjahren bevölkerten und immer wieder Hausmeister und Putzfrauen dazu brachten, ihren Job zu kündigen. Ich würde ja sehr gern mal eines dieser Gespenster sehen. Es ist mir aber noch nie geglückt.

»Jetzt bin ich wieder da, Teo.«

»Wie sieht's aus, malst du gerade an irgendwas? Hast du Arbeit?«

Er wusste, dass ich keine hatte. Monate lagen hinter mir, in denen ich nicht ein einziges Bild auf einer Kunstmesse verkauft hatte. Und es wurde immer schlimmer.

»Das ein oder andere Bild, ja. Sonst nichts«, log ich.

»Bist du noch interessiert an einem Job?«

»Im Ernst?«

Meine Krämerseele jubelte. Nein, nichts jubelte, denn ich habe gar keine Krämerseele. Hätte ich eine, dann hätte ich es möglicherweise leichter im Leben. Vergangene Woche hatte ich Teo gebeten, mir dabei zu helfen, einen Job zu finden, irgendwas. Verwaltung, Fahrer, Anstreicher, wirklich irgendwas. Ich hatte tatsächlich »irgendwas« gesagt, obwohl ich wusste, dass er mir nichts anbieten würde, was außerhalb meiner natürlichen oder erworbenen Fähigkeiten lag, und von denen hatte ich nicht gerade viele. Meine finanziellen Reserven schwanden mit jedem Tag mehr, und ich bekam allmählich Angst. Deshalb mein Hilferuf. Nur hatte ich nicht gedacht, dass so schnell etwas passieren würde.

»Willst du nun den Job, oder willst du ihn nicht, Otto?«

Ich war begeistert. Zumindest halbwegs begeistert. Sollte ich zusagen oder absagen? Brauchte ich das Geld oder nicht? Geld brauchen. Jeder braucht Geld. Ich auch? Bin ich wie jeder? Natürlich bin ich das. Oder etwa doch nicht? Eine feste Stelle ist eine tolle Sache. Es ist gut, wenn man zu den anderen sagen kann: Ich mache dies, arbeite das, meine Büronummer

ist die und die, ruf doch dort an und lass dich durchstellen, nach der Arbeit komme ich bei dir vorbei. Das ist wirklich eine tolle Sache. Und es gibt einem eine gewisse Würde. Es verschafft Sicherheit. Garantiertes Einkommen. Aber es ist auch ziemlich blöd. Arbeit gibt einem Menschen Würde. Und sie ermüdet. Aber sie ist notwendig. Ist sie notwendig? Mein Geld war fast aufgebraucht. Monate, ohne irgendetwas geschaffen zu haben. Wenigstens hatte ich davor eine ziemlich erfolgreiche Phase mit guten Verkäufen gehabt. Manchmal kann ich die Leute dazu bringen, dass sie meine Bilder kaufen. Ich schwimme auf einer Modewelle und fülle die Leinwände mit meiner nicht versiegenden Kreativität. Eine gute Strähne eben. Jetzt war nur noch Kleingeld für die Ausgaben des restlichen Monats übrig. Der gesunde Menschenverstand sagte mir, dass ich den Job ohne Wenn und Aber annehmen musste. Doch mein kleines Leben lief eigentlich ganz gut. Heitere Gelassenheit, das war der richtige Ausdruck dafür. Ich schlief und aß, wann ich wollte. Wenn ich gerade nichts dergleichen tat, versuchte ich zu malen, experimentierte ich mit Farben, Texturen, Oberflächen, Pinseln. Ernsthaft und ohne Kompromisse. Ich ging nicht aus, sondern blieb bei der Sache. Das geschah immer dann, wenn Bertas Mutter gerade zu Hause und nicht auf Reisen war. Denn immer wenn die Ärztin verreist war, kam Berta zu mir herunter, und wir beschäftigten uns mit anderen Dingen. Das machte sie schon so, seit sie ein Kind war. Wir wurden in dem Moment Freunde, als sie mit ihrer Mutter in dieses Haus einzog, in dem ich schon seit meiner Geburt lebte. Jetzt war sie fünfzehn und brachte mir

das Kochen und Musikhören bei. Manchmal gingen wir ins Kino, tranken zusammen Kaffee, aßen Eis, tanzten, fuhren (im Frühling oder im Herbst) mit dem Tretboot, sahen uns die Schaufenster an oder zogen einfach nur ziellos herum, beobachteten Leute, dachten uns komplexe Geschichten aus, erfanden Szenen. Wir gaben Leuten spontan Namen, erdachten Berufe für sie, brachten sie alle in einer Geschichte zusammen. Wir bestimmten, wer von ihnen sterben, wer zum Verräter werden, wer Überraschungen, Triumphe oder wirtschaftlichen Ruin erleben würde. Berta wollte Schriftstellerin werden oder Filmemacherin oder beides zusammen. Ich wollte mich damit begnügen, ihr Assistent zu werden. Sobald ich die Stelle angenommen hätte, würde ich einen großen Teil von alldem verlieren. Ich könnte nicht mehr über meine Zeit verfügen. Ich würde mich in einen richtigen Proletarier verwandeln. Ich stellte mir vor, in einem überfüllten Bus zu stehen, in einer Kantine mit langen Tischen zu sitzen und zu Mittag zu essen, auf die U-Bahn zu warten, bei den Schlussverkäufen Schlange zu stehen, die immer gleicher werdenden Uniformen zu tragen, wie sie die Angestellten in den staatlichen Einrichtungen eben tragen. Nein, Teo würde nichts davon für mich vorgesehen haben. Und wenn doch? Was war das Problem? Eigentlich nichts. Wenig Geld fix zu haben war besser, als gar keines zu haben. Außerdem hatte ich die absolute Härte ja schon erlebt. Das war nicht lustig. Es ist eine Sache, hungrig einzuschlafen, weil man auf Diät ist. Eine ganz andere Sache ist es, wenn man vor lauter Hunger nicht einschlafen kann, und im Kühlschrank außer der Lampe einfach nichts ist.

»Also?«

Schweigen.

»Otto, bist du noch da?«

»Ja, Teo.«

»Ja, was? Bist du da oder willst du arbeiten?«

»Beides, Teo, vielen Dank.«

Dann gab mir mein Freund ein paar Anweisungen. Am nächsten Tag sollte ich mich um ein Uhr vorstellen. Und zwar ohne zu spät zu kommen.

»Hast du verstanden, Otto?«

»Klar«, sagte ich und notierte mir Namen, Positionen, Stockwerke sowie die Papiere, die ich mitbringen sollte. Ich kannte die Adresse. Seit einigen Jahren hieß das Gebäude »Centro Popular de Cultura«. Niemand erinnerte sich mehr an die Zeit, als das Haus den Namen eines Dichters getragen hatte.

»Hör zu, Otto, ich musste mich für dich verbürgen. Verstehst du?«

»Ich weiß. Und ich bin dir sehr dankbar. Wirklich.«

»Du bist nicht in der Partei. Du bekommst die Stelle nur aufgrund meiner, nennen wir es: Fürsprache. Ich bin für dich verantwortlich. Politisch kostet mich das einiges. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie viel …«

Es folgte eine ausführliche Erläuterung. Mein Part dabei war das Zuhören. Und das tat ich.

»Ich habe verstanden, Teo. Du hast dich für mich ganz schön ins Zeug gelegt. Wirklich«, versuchte ich das Thema abzuschließen.

»Genauso ist es.«

»Ich weiß das zu schätzen, Teo.«

»Dann enttäusche mich um Himmels willen nicht, Otto. Wenn du Mist baust, bin ich dran. Kapierst du das?«

»Vollkommen. Und vielen Dank.«

»Herzlichen Glückwunsch!«

»Danke noch mal«, wiederholte ich mich.

»Ruf an und erzähl, wie dein Einstieg war«, sagte Teo. Wir verabredeten uns zum Mittagessen. »Ich glaube immer noch, du könntest dich uns wieder annähern. Das wäre für beide Seiten nicht schlecht.«

»Gut, Teo. Ich werde darüber nachdenken.«

»Tatsächlich?«

»Natürlich.«

»Na gut. Ciao, Otto.«

»Mach's gut, Teo.«

Ich ging in die Küche. Der Kuchen war im Backofen, ein leicht süßlicher Duft breitete sich aus. Berta verrührte Schokoladenpulver, Butter und Kondensmilch in einem Topf auf kleiner Flamme. Das war der Kuchenguss, der langsam die richtige Konsistenz annahm.

»Wer war denn das? Eine von deinen Schlampen?«

»Das geht dich nichts an.«

»Ach, dann war es eine von denen. Ich hab's gleich gewusst. Viele Männer schaffen es, immer nur solche Freundinnen an Land zu ziehen. Vulgäre Tussis. Sexpüppchen. Lieber eine echte Frau wie ich als acht von denen.«

»Du bist nicht alt genug, um über meine Freundinnen zu reden.«

»Na, Gott sei Dank. Ich bin noch lange keine siebzig. War es nun eine von deinen Schlampen oder nicht? Eine von denen, die zu dir kommen, um hier Aktmodell zu spielen?«

»Ich male gar keine Akte.«

»Umso schlimmer. Also eine von denen, die kommen, um sich an dir zu reiben …«

»Es reicht. Ich werde es dir sagen, weil du hier für mich kochst und deine häuslichen Pflichten erfüllst. Es war Teo.«

»Dieser bärtige Dicke?«

»Ja.«

»Dieser Typ von der Regierung, der dicke Politiker, der mit dir zusammen zur Schule gegangen ist?«

»Genau der.«

»Dieser dicke Kerl ist mir unheimlich, hast du das gewusst? Frauen mögen ja geheimnisvolle Männer. Aber ich bleibe da lieber auf Distanz. Auf mich wirkt er eher wie ein Mafioso. Leute wie er sollten nicht Politiker werden. Oder vielleicht ist die Politik so abstoßend, dass sie nur solche Typen anzieht.«

»Er ist ein guter Freund. Und du verstehst überhaupt nichts von Politik.«

»Ich verstehe mehr davon als deine Schlampen-Freundinnen.«

»Möchtest du gar nicht wissen, was er wollte?«

»Ich weiß es eh schon. Du wirst festgenommen wegen subversiver Umtriebe. Stimmt's? Da musst du jetzt aufpassen, da hat sich einiges verändert. Ist es das? Wollen sie dich einlochen?«

»Fast«, sagte ich und versuchte den Finger in den Topf zu stecken, um etwas von der in Butter aufgelösten Schokolade zu naschen. Berta schlug mir mit dem Kochlöffel auf die Hand. Sie traf den Knochen, und es tat höllisch weh.

»Teo hat mir Arbeit besorgt«, erzählte ich einfach so, ohne lange zu überlegen.

»Das ist doch toll, Otto. Cool!«

»Cool?«

Manchmal wusste ich nicht, wann Berta es erst meinte. Es interessierte mich aber auch nicht weiter. Wir verstanden uns prima, alles andere war eigentlich egal. Ich stritt mich auch gern mit ihr. Wir taten dabei so, als ginge es um Leben und Tod oder um eine Staatsaffäre. Selbst wenn wir nur um die richtige Anzahl der Löffel Kakao in einem bestimmten Rezept stritten, taten wir es auf Teufel komm raus. Eine ziemlich gesunde Sache.

»Dann findest du das also gut? Wirklich?«, fragte ich und rieb mir meine Hand.

»Ja, das wird bestimmt gut. Ich hab immer gedacht, dass so ein Job dir helfen würde, reifer zu werden. Du kannst dich doch als Vierzigjähriger nicht mehr wie ein kleiner Junge benehmen.«

»Ich bin keine vierzig.«

»Aber fast. Ab einem gewissen Alter zählen die Jahre doppelt, später dreifach.«

»Tatsächlich?«

Ich pirschte mich wieder an den Topf heran.

»Ja, tatsächlich. Und Pfoten weg, Junge. Oder willst du noch mal eine, du Masochist?«

Der Kuchen ging im Ofen auf. Und er roch immer besser.

»Wo wirst du denn arbeiten? Bei der Geheimpolizei?«, fragte sie und schaltete den Herd aus. Die Schokolade war fertig. Sie ging hinüber ins Wohnzimmer und legte eine neue CD auf. Als sie zurückkam, stand ich am gekippten Fenster und rauchte. Ich bekam eine heiße Umarmung. Es war köstlich, von Berta umarmt

zu werden. Niemand konnte das besser als sie. Eine kompakte, entschlossene Umarmung unter Einsatz ihres ganzen Körpers.

»Ich werde dich vermissen, wenn du bei der Arbeit bist.«

»Ich dich auch, Bertinha.« Ich umarmte sie ebenfalls. Sie kniff mich in den Po und steckte ihre Hand in meine Gesäßtasche. Mit der anderen Hand griff sie mir vorne an die Hose.

»Hey!«

»Entschuldige«, sagte sie, lachte verführerisch und küsste mich auf die Nase. Dann sah sie auf die Uhr und zog eine Grimasse.

»Mist! Meine Mutter kommt jeden Augenblick. Ich muss rauf, mein Liebster. Deine Handtücher sind trocken und liegen zusammengelegt auf dem Bett.«

Ich begleitete sie bis zur Tür. Seit Berta ein gewisses Alter erreicht hatte, wollte ihre Mutter nicht mehr, dass sie bei mir in der Wohnung blieb. Und ich konnte die Frau, die nur fünf Jahre älter war als ich, verstehen. Berta fantasierte sich viel über unsere Freundschaft zusammen. Sie spielte gern Ehepaar mit mir. Ich auch, auf meine Weise. Ich habe das jedoch nie ausgenutzt. Nicht, weil ich so ein toller Hecht bin. Ich glaube, jeder Mann in meiner Lage hätte es so empfunden, als würde man einem Blinden eine Münze stehlen. Die Versuchung spürte ich schon, natürlich. Berta ist ja auch sehr hübsch. Sie hat eine geistige Präsenz, wie ich sie sonst bei kaum einem Menschen erlebt habe. Aber alles zu seiner Zeit. Und Bertas Zeit würde erst noch kommen, wenn es überhaupt je so weit käme. Tatsächlich kam es ziemlich bald dazu, aber davon

wusste ich in dem Moment noch nichts. Wer hat schon eine Kristallkugel?

»Vergiss den Kuchen im Ofen nicht. Noch zehn Minuten. Nach dem Auskühlen musst du ihn mit Schokolade überziehen. Das müsstest du schaffen. Du bist der Küchenjunge. Iss ein Stück Kuchen und denk dabei an mich. Oder an einen bestimmten Teil von mir. Ja, beiß in ein Kuchenstück und stell dir vor, es wäre ein Teil von mir. Du weißt ja, dass alle meine besseren und auch schlechteren Stücke dir gehören, nicht?«

»Hör auf«, sagte ich. Berta stieg in den Aufzug und hauchte einen Kuss in die Luft. Ich schloss die Tür.

Ich machte den Herd zu früh aus. Ich hatte Angst, ich könnte es vergessen und dabei den Kuchen verbrennen lassen. Bei der Kochprüfung durchzufallen wäre schließlich das Allerletzte. Dann schaltete ich die Stereoanlage aus, machte es mir mit einigen alten Zeitschriften auf dem Sofa gemütlich und wartete auf den Schlaf. Es dauerte ewig, bis er kam, und als er schließlich da war, brachte er keine Entspannung, sondern umschloss mich wie ein zu enger Schuh. Ab morgen würde ich ein Arbeitnehmer sein.

DANKSAGUNG

Ich danke all jenen, ohne die dieses Buch nicht entstanden wäre. Meinen Eltern, die mir beharrlich einen unerschütterlichen Glauben an die Kunst und tief empfundenen Respekt vor dem geschriebenen Wort eintrichterten. Andrea Benatti, weil sie an mich glaubte, selbst im Dunkeln. Victor Wolwacz, vor fünfundzwanzig Jahren eine riesige russische Gestalt, ein Musterknabe wie kein zweiter, der grauenhafte Orte mit mir aufsuchte, und sie von unerträglich in gastlich verwandelte. Der weit entfernten Márcia Landsmann für ihre immer noch spitze Zunge; nicht einmal in Frankreich wird ein so zauberhaftes Französisch gesprochen. Carla Taroncher, meinem Vergil in den unbekannten und oft finsteren Gegenden. Dem Schriftsteller Juremir Machado da Silva, der mir während einer Fahrt mit dem Sammeltaxi gezeigt hat, was nicht geschrieben werden kann. Meinem langjährigen Freund Rodrigo Christini, der ein aufmerksamer Lektor und ein großer Entwickler von Figuren ist. Dem Journalisten Sérgio Endler, einem großzügigen Menschen und treffsicheren Lehrer, der mich mit einem Stück Kreide mitten auf der Stirn traf und aufweckte, und der noch weitere Tricks beherrschte, die meinen Geist bereicherten. Naiana Borges, Fabi Lazzaris, Tati Flores, Taline Oppitz, Samantha Carvalho, Cibele Carneiro und Priscilla Casagrande – intelligent und unwiderstehlich kompliziert, wenn auch gelegentlich anstrengend –, die es nicht einmal nötig hatten, schön zu sein. Ivan Guevara und Mariana Dutra. Rodrigo Alencastro, Komplize bei diversen Dummheiten.

Der Journalistin Daniela Miranda, die die Farben der Casa Cultura Mario Quintana durcheinanderbrachte. Meinem Bruder Juliano Machado, einem im Flaubertschen Sinne schlichten Herzen, der immer in meiner Nähe ist und immer bereit. Meinem Lehrer Leco Reis und einer Freundschaft, die die Entfernung eines Kontinents und zwei Jahrzehnte überdauert hat. Meinem ältesten Freund und Bruder Cacaio Praetzel, vor allem deshalb, weil er mir, ganz unentgeltlich, die ersten Dosen Rodgers & Hart, Gershwin, Berlin und andere Gifte verabreichte, die sofortige und unabwendbare Abhängigkeit verursachen. Ich danke besonders den unschätzbaren menschlichen Vorbildern Fernando O'Donnell und Silvia Dolzan, zwei herausragenden Intellektuellen im besten Sinn des Wortes und, zu meinem Glück, Lehrern für mein ganzes Leben, ohne deren geduldige Fürsorge ich nicht eine einzige Zeile geschrieben hätte. Den begabten Fotografen Rodrigo Migliorin und Marcelo Acosta. Der Journalistin und Schriftstellerin Lu Thomé, einer verlässlichen Freundin und kämpferischen Verbündeten seit der allerersten Stunde.

BRASIL NOIR

Ein Mann in den Sackgassen des Lebens, ein Künstler in der Krise seines Schaffens – und eine schöne Frau, verheiratet mit einem brutalen Millionär. Eine Affäre. Maßlose Eifersucht. Und am Ende: der Tod. Was bleibt? Die Liebe? Die Kunst? Ein Roman, der mit einem dynamischen Plot, poetischen Bildern und einer atmosphärischen Noir-Szenerie in den Bann zieht und nicht zuletzt die brasilianische Polizeiarbeit in all ihren dunklen Facetten beleuchtet.

»Ein fabelhafter Roman, mit allem, was ein zeitgenössischer brasilianischer Roman haben muss […].«

Otávio Campos, *Um Conto*

»Gustavo Machado erschafft zauberhafte Bilder für seine Leser […].«

Lívia Corbellari, *Século Diário*

9 783869 132716

www.arsvivendi.com